

Die Meekuh

Es war damals in unserer Jugend, da lag noch in der ganzen schiffbaren Länge des Maines die schwere vielgliedrige Kette, an der sich der Schleppdampfer mit dem Troß der hinten angehängten Frachtschiffe flußaufwärts zog. Damals verbrachten wir die heißen Sommerferien immer auf einer Maininsel oberhalb unserer Heimatstadt, dort war ein Familienbad und wir Jungens räkelten uns am Ufer, beobachteten die vorüberziehenden Flöße und Schelche und waren besonders erfreut, wenn von der stromabwärts gelegenen Brücke her das dumpfe Tuten des Schleppdampfers aufklang. Das hallte dann so durch das Tal, als wenn eine riesenhafte mythische Kuh aufbrüllte, und darum hieß auch bei uns der laute rasselnde Dampfer die „Meekuh“, wobei wir den Flußnamen „Main“ mit dem mundartlichen Wort „Mee“ wiedergaben.

„Die Meekuh kommt“ — sobald wir das Schleppschiff näher kommen hörten, sprangen wir vom Steindamm auf, wir sahen, wie sich vor dem Schiff die triefende Kette aus dem Fluß hob, wie sie von Auslegern aufgenommen wurde, über eine Rolle hin zu zwei Trommeln lief, die mit eisernen Rillen und Zacken die Kettenglieder packten und drehten. In der Mitte des Schiffes qualmte schwarz ein Schlot, die Dampfkraft mußte ja die Trommeln antreiben und herumwinden, damit die Kette sich auf- und abspulte. Dann ratterte die Kette am Schiffsende wieder Rollen und Auslegern zu und fiel langsam achteln in das Flußbett zurück.

Es war für uns immer fesselnd zu sehen, wie sich die Meekuh an diesem Kettenseil lärmend flußaufwärts zog. Da sprangen wir übermütig in die Wellen hinein und ließen nun nach dem Schleppschiff die Frachter an uns vorbeiziehen. Manchmal hängten wir uns an kleinere Kähne an und genossen das Vergnügen, mit den Schiffen aufwärts gegen die Strömung gezogen zu werden.

War aber keine Meekuh in der Nähe, dann erprobten wir unsere Schwimmkünste, indem wir nach der am Flußgrund liegenden Kette tauchten. Natürlich konnten wir sie nicht einen Millimeter hochheben, aber es machte uns Freude, die glitschigen Glieder in unseren Händen zu halten, uns an der Kette entlangzutasten und plötzlich an einer anderen Stelle des Flusses aufzutauchen.

Wieder saß ich an einem warmen Sommertag auf der Maininsel zwischen Weiden am Ufer. Mein Freund Albert, ein sommersprossiger Bursche, kräftig wie ein Athlet, mit seinen sechzehn, siebzehn Jahren etwa so alt wie ich, stand vor mir im Wasser und erprobte seine Kraft, indem er schwere Steinbrocken anstemmte und in den Fluß hinausschleuderte. Wir sprachen beide kein Wort. In der letzten Zeit waren wir nicht mehr so wie früher ein Herz und eine Seele. Wir verehrten beide das braungebrannte Mädchen Gina, das sich oft mit Freundinnen auf der Insel herumtrieb und unter all den Siebzehnjährigen auffiel, weil es vom großen Sprungbrett aus dort drüben im Altwasser die elegantesten, geschmeidigsten Kopfsprünge fertig brachte. Natürlich trauten wir uns nicht, Gina unsere Gefühle zu gestehen, aber da wir sie oft genug anstarrten, hatte sie wohl gemerkt, wie sehr wir für sie brannten, und so schenkte sie uns manchmal ein kleines Lächeln, das uns verwirrte.

Während wir an jenem Sommertag uns am Ufer aufhielten, sahen wir sie plötzlich den Main herabschwimmen. Als sie uns erblickt hatte, lachte sie zu uns herüber und schwamm auf uns zu. Albert unterbrach sein Steinestoßen, er legte den Brocken, den er gerade in den Händen hielt, fast behutsam in das strudelnde Wasser zurück und trat dann etwas auf die Seite, damit Gina den bequemsten Weg zum Ufer finden konnte. Da stand nun Gina plötzlich wie eine dem Wasser entstiegene Nixe in ihrem leuchtenden roten Badeanzug zwischen uns. Sie ging nicht weiter, sie blieb bei uns stehen, sie meinte, das Wasser sei heute schön warm zum Baden, wir antworteten, ja, natürlich, wirklich warm. Und dann kamen wir auf ihre Kunst zu sprechen, vom großen Sprungbrett aus in das tiefe Altwasser kopfüber zu springen. Sie erklärte uns, wie sie es anstellte, um vom Brett in die Höhe zu schnellen, dann den Körper steil abzubiegen und mit gestreckten Beinen und Armen in den Wasserspiegel graziös zu tauchen. Nicht als ob sie sich ihrer Kunst rühmte. Sie wollte es uns beibringen, wie man die Muskel straffen muß, um sie zu beherrschen.

Nach einer Weile freilich wußten wir nichts mehr zu sagen, wir saßen zu dritt nebeneinander und schmorten in der Sonne, während der Fluß an unseren Füßen vorbeigurgelte. Mein Freund und ich — wir schwiegen, es wollte uns nichts einfallen und dabei hätten wir doch am liebsten gesagt, Gina, auch wenn du so tollpatschig wie die andern Mädels ins Wasser springen würdest, so könnte uns das doch gar nichts ausmachen, denn du bist so schön, daß wir dich immer ansehen müssen und daß wir manchmal sogar in der Schulstunde mit wachen Augen von dir träumen.

Nein, das sagten wir natürlich nicht, aber Albert, der als Athlet wohl vor nichts Angst hatte, platzte auf einmal heraus: „Du, Gina, wir haben eine Wette abgeschlossen, ob einer von uns dich wohl nach Hause begleiten darf, oder ob du einmal mit einem von uns ins Kino gehst, was meinst du.“

Da war es nun heraus. Nur von der Seite her schielten wir Gina an. Es war schon ein Triumph, daß sie nicht aufsprang und davoneilte. Hatte Albert es nicht allzu plump angefangen? Nun und saß ich nicht da, als könnte ich nicht bis drei zählen? Ging man so mit jungen Damen um? Aber wahrhaftig, Gina schien nicht böse zu sein. Sie lachte, ich weiß es noch wie heute, sie lachte und zeigte dabei im Bewußtsein ihrer Jugend und Schönheit ihre strahlend weißen Zähne.

„Warum nicht?“ sagte sie. „Aber wie sollen wir entscheiden, wer von euch mich begleiten darf. Lösen? Nein, das ist doch zu einfach.“

Sie besann sich. Dann blitzte es in ihren dunklen Augen. Sie holte eine rote lange Schleife aus ihren feuchten schwarzen Haaren. „Paßt auf,“ sagte sie, „ihr legt euch jetzt in den Sand und schaut mir nicht nach, wohin ich schwimme. Ich werde diese Schleife an der Kette im Main drin festbinden. Wenn ich wieder am Ufer bin, könnt ihr sie suchen. Wer sie findet, kann mich heute abend heimbegleiten. Einverstanden?“

Wir nickten. Wenn ich auch nicht so stark war wie Albert, so konnte ich ebensogut schwimmen wie er, kein Kunststück, die Insel im Main war im Sommer doch unsere ganze Jugendseligkeit. Albert und ich legten uns also einige Schritte vom Ufer entfernt in den Sand und wachten eifersüchtig darüber, daß keiner von uns Gina nachschaute, wie sie ins Wasser glitt und zur Kette hinschwamm. Keiner von uns durfte sie tauchen sehen. Wir wußten natürlich, wo die Kette lag — aber immerhin, es war ein Unter-



schied, ob wir die Schleife hundert oder zweihundert Meter von unserer Stelle entfernt suchen mußten.

Nach wenigen Minuten kam Gina durch das Inselgebüsch auf uns zu. Sie war weiter unten ans Ufer gegangen. Das Haar hing ihr naß ins Gesicht. „Es war ein schönes Stück Arbeit“, sagte sie, „die Haarschleife an die Kette zu binden. Ich glaube, eine halbe Minute war ich drunten.“

Albert und ich gingen gleichzeitig ins Wasser. Wir übereilten uns nicht. Gina sollte nicht denken, daß das nun für uns eine große Sache sei, die Schleife zu finden. Wir lachten und taten so, als sei das ein Riesenspaß für uns. Dabei fieberten wir beide, die Aufgabe zu lösen und dadurch wie alte Rittersleute die Gunst unserer Dame zu erlangen. Wir tauchten dann an verschiedenen Stellen, ich hatte die Kette bald gefunden, sicher hatte sie auch Albert erreicht. Die Kettenglieder waren kalt und unangenehm glitschig. Ich tastete mich an ihnen entlang und hoffte, irgenwo die Haarschleife zu fühlen. Aber nichts — ich blieb so lange drunten am Flußgrund, bis ich gar keinen Atem mehr hatte. Dann mußte ich auftauchen. Ich war darauf gefaßt, daß Albert über den Fluß schwamm und triumphierend die Schleife hochhielt. Aber auch Albert hatte sie nicht gefunden. Er tauchte wieder hinab, auch ich versuchte abermals mein Glück. Fünfmal, sechsmal, zehnmal probierten wir es aufs neue — aber die Schleife fanden wir nicht.

Nun mußten wir ans Ufer der Insel schwimmen, die Strömung hatte uns zu weit abgetrieben. Wir waren recht atemlos geworden, mein Herz klopfte ungestüm, als ich ans Land stieg. Ohne ein Wort miteinander zu reden kamen wir bei Gina an.

„Nicht gefunden“, bemerkte sie ein wenig spöttisch, „na ihr Helden ruht euch erst mal ein bißchen aus, dann werde ich den Platz, wo ich die Schleife angebunden habe, etwas näher bezeichnen. Seht ihr dort die Birke? Weiter hinab braucht ihr nicht zu schwimmen.“

Noch standen wir bei Gina — da brüllte plötzlich vom unteren Inselende her die Meekuh. Einmal, zweimal — und da sahen wir auch schon den Rauch aus dem Schlot des Kettendampfers in die Himmelsbläue hineinqualmen.

Ja — wir hörten sogar schon das Rasseln der Kette.

„Ihr müßt euch wohl eilen“, sagte Gina, „sonst wird meine schöne Schleife von den Trommeln der Meekuh zerfetzt.“

Albert und ich sprangen wieder ins Wasser. Gina rief uns nach, an welcher Stelle wir suchen sollten. In fieberhafter Eile tauchten wir, denn die Meekuh kam schnell näher. Wenn wir drunten am Flußgrund über den Kieseln die Kette abtasteten, spürten wir schon ihr Vibrieren, es schien mir, als würde die Kette bereits von dem herannahenden Dampfer ein wenig vom Grund gelöst. Die blöde Haarschleife mußte doch zu finden sein! Hierher hatte uns Gina gewiesen! Ich mußte abermals auftauchen, ha, ich holte tief Luft, die Meekuh kam näher, drohend wie ein Meeresungetüm, das nach dem Kettenseil schnappte. Ich sah, wie Albert wegschwamm, er hatte die Schleife nicht, er gab es wohl auf, na, das heranwachsende Schiff sah auch gefährlich aus. Da packte mich der Ehrgeiz, ich wollte trotz des Dampfers noch ein letztes Mal mein Glück probieren. Hinab — fieberhaft suchte ich das Haarband, ich glitt dem Dampfer ent-

gegen, da — da — da — wirklich nun hob sich leicht die Kette, nur ein paar Millimeter, jetzt ein paar Zentimeter — die Schleife, die Schleife!

In diesem Augenblick spürte ich, wie ich an meinen Füßen gepackt wurde, das waren wohl Polypenarme, sie zogen mich mit einem Ruck von der Kette weg. Der Ruck war so stark, daß ich loslassen mußte — und dann wurde ich auf die Seite und ans Tageslicht zurückgezerrt. Neben mir tauchte Albert auf. Und dort — dort nur noch ein paar Schwimzüge entfernt hob sich nun die Meekuh wie ein Moloch über uns Schwimmer.

„Weg, weg“, schrie Albert — selbstverständlich erkannte ich die Gefahr. Da drunten auf dem Maingrund hatte ich die Entfernung des Dampfers zu kurz eingeschätzt, das Schiff wäre über mich hinweggegangen — nun hatte ich nicht viel zu denken, nur schwimmen, schwimmen — aus allen Kräften.

Wir kamen beide aus dem Bereich der Meekuh. Noch ein paar Stöße zur Seite. „Dumme Burschen“, schrien ein paar Männer vom Dampfer her. „Paßt nächstens besser auf, sonst gibt es noch ein Unglück.“ Ich ließ mich von den Wellen schaukeln, die Meekuh brüllte laut auf, wie zur Warnung. Sie zog die Kette aus dem Wasser — und da, da, nein es war kein Zweifel, da flatterte an der hochgehobenen Kette die rote Haarschleife, nun wurde sie zermahlen, zerrissen, zerfetzt, auch Albert sah es.

Wir schwammen zum Ufer zurück. Als wir dort anlangten, war die Meekuh schon zweihundert Meter stromaufwärts vorgedrungen. Das letzte angehängte Frachtschiff zog an unseren Blicken vorbei. Gina wartete auf uns. Sie war aber nicht allein, ein Mann mit einem Schnurrbärtchen — er mochte etwa zehn Jahre älter sein als wir — stand an ihrer Seite.

„Ja, nun kann ich leider nicht mit euch in die Stadt heimgehen“, sagte sie, „mein Bruder ist nämlich gekommen.“ Der Herr lächelte. Albert aber meinte, selbstverständlich dürften wir sie nicht begleiten, wir hätten ja auch die Haarschleife nicht gefunden. Eigentlich schade um die schöne rote Schleife.

Gina ging lächelnd mit dem Herrn zur Inselmitte, wo die Ankleidekabinen waren. „Es war gar nicht ihr Bruder“, sagte Albert zu mir, „es ist ein junger Arzt, ich kenne ihn, er wohnt nur ein paar Häuser von uns weg.“

„Ich muß mich bei dir bedanken, Albert“, sagte ich, „ich glaube, du hast mir das Leben gerettet, ich war so verrückt, daß ich auf die Meekuh gar nicht mehr aufgepaßt habe.“

„Unsinn“, meinte Albert, „du hättest es schon gemerkt, wenn sich die Kette vom Boden gehoben hätte.“

„Aber vielleicht zu spät...“

„Und die Gina — die müssen wir uns wohl beide aus dem Kopf schlagen“, meinte Albert. „Und da können wir doch wieder gute Freunde sein, meinst du nicht auch?“

Natürlich schlug ich in seine Hand ein. Die Meekuh brüllte nun schon aus weiter Ferne. Die Kette lag wieder im Dunkel des Maingrundes. Der Fluß floß darüber, als wäre nichts geschehen. Noch einmal hörten wir die Meekuh aufbrüllen — aber es war schon weit, weit weg.

Erlebnisse mit Schlangen

Wie wenig Schlangen gibt es in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern! Obwohl ich meine Kindheit nicht in einer Stadt verbringen mußte, sondern es mir vergönnt war, gewissermaßen im Freien und im Grünen aufzuwachsen, bin ich doch erst kurz vor Eintritt in die Schule zum erstenmal auf eine Schlange gestoßen. An einem Altwasser des Mains, wo unzählige kleine Fische, Kaulquappen, Molche und Kröten durcheinanderschwammen, das Gequacke der Frösche und der Ruf der Unken erscholl. Eine Menge Eidechsen, sogar die seltenen Feuersalamander raschelten durch das Sumpfgas, sonnten sich auf dem Sand. Kein Wunder, daß ich mich dort zwischen den Weiden und Tümpeln und Schlammflöchern wie in einem wahren Forscherparadies für Buben mit Vorliebe herumgetrieben habe. Auch wenn ich durchnäßt und verdeckt von oben bis unten und mit verzweigten Hosen auf einen wenig erquicklichen Empfang zuhause gefaßt sein mußte.

Eines Tages lag plötzlich die Schlange vor mir. Sie war gerade dabei, einen Frosch zu verschlingen. Ich wußte ja damals noch nicht, daß sie eine ganz harmlose und nur wegen ihrer Fischräubereien verwünschte Ringelnatter war, und bin zunächst so erschrocken, daß ich mich gar nicht mehr rührte. Vielleicht hatte sie mich bei meinem Schleichen auch nicht gehört, jedenfalls nahm sie nicht Reißaus und ließ sich bei ihrem sicher sehr wohl-schmeckenden Schmaus nicht im geringsten stören. Bis zum Bauch hatte sie den Frosch bereits verschluckt. Er quoll ihr nur so aus dem Maul und zappelte noch ein bißchen mit den langen Hinterbeinen. Ob sie den feisten Frosch überhaupt hinunterkriegt? fragte ich mich voller Zweifel und Wißbegier. Erst viel später habe ich dann gelernt, daß alle Schlangen wegen der eigenartigen Beweglichkeit ihrer Kiefer das Maul weiter aufsperrn können als jedes andere Tier und eine größere Beute zu verschlucken imstande sind, als man ihnen zutrauen möchte. Jetzt staunte ich nur, wie der Frosch so allmählich tiefer und tiefer verschwand. Er tat mir zwar leid, der Frosch, und zwischendurch dachte ich, du mußt ihm doch helfen! Schmeiß ihr doch einen Stein ins Kreuz! Aber ich wurde doch immer wieder von seinem Hinabgewürgtwerden gefesselt. Kaum war er verspeist, schlängelte sie sich ins Wasser, tauchte unter, weg war sie. Noch nie bin ich schneller gerannt, um meiner Mutter alles zu berichten.

So wenig ich dieses erste wirklich simple und zudem recht beschauliche Zusammentreffen mit einer Schlange vergessen habe, mein nächstes Erlebnis sollte schon wesentlich einprägsamer und nachhaltiger für mich werden. Ich mag ungefähr 9 Jahre gewesen sein. Aber jener Nachmittag in der Menagerie Jakobi wurde ja selbst für die Erwachsenen unseres kleinen Städtchens zu einer aufregenden, dramatischen Sensation! Schon daß der Dompteur mit einer schweren ledergeflochtenen Peitsche und einem Revolver bewaffnet in den Käfig der drei Leoparden ging, brachte uns zum Erschauern. Ich sehe ihn noch vor mir, als sei es gestern gewesen: einen jungen, untersetzten, von Kraft strotzenden Mann, hohe Stiefel, eine schwarze Breches und eine feuerrote, bis zu seinem etwas stoppelbärtigen Kinn enggeschlossene Jacke hatte er an. Er schrie und knallte und schoß, die Bestien sprangen fauchend an den Gittern und Wänden hinauf, zum Schluß